

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 138.

Berlin, Donnerstag den 18. November

1847.

Polen.

Trentowski's System,
dargestellt und beurtheilt von J. J. Kraszewski.*)

Den Namen Trentowski's kennen die Leser des Magazins bereits aus früheren Berichten über einen Theil der philosophischen Arbeiten, mit welchen dieser regsame Gelehrte seine Nation in kurzer Zeit bereichert hat. Am nächsten wurde damals auf das von ihm aufgestellte System nationaler Erziehung eingegangen, das bei allen Mängeln sich inzwischen bei seinen Landsleuten doch immer weitere Bahn gebrochen hat und schon deshalb nicht ohne großen Einfluß geblieben ist, da es den ersten Versuch bildet, die Resultate der deutschen Philosophie auch bei unseren Nachbarn ins praktische Leben einzuführen. Zu einem neuen System hatte es Trentowski, so sehr auch sein Streben dahin ging, so sehr er, wie auch Andere seiner Landsleute, namentlich Libelt (in seiner Schrift: *filozofia i krytyka*, Posen 1843), das Bedürfnis, über den Standpunkt der Hegelschen Philosophie hinauszugehen, fühlte, damals doch noch nicht gebracht, und was er für neu und eigenthümlich ansah und ausgab, war nichts als ein unruhiges Umherschweifen zwischen den in Deutschland herrschenden und kämpfenden Systemen. In seiner Logik oder, wie er sie etwas weitschichtiger nennt: *Mysłni czyli Calokszalt Loiki Narodowej* (Denklehre oder Inbegriff der nationalen (!) Logik) ist Trentowski nun einen Schritt weiter vorgebrungen, und man kann nun wenigstens genau den Weg bezeichnen, den seine Speculation festhalten zu wollen scheint. Er selbst besitzt im Uebrigen Bereitwilligkeit genug, sein System zu kommentiren und seine Richtung vorweg anzugeben, so daß man ihn nicht lange auf falscher Fährte zu suchen hat; nur schwächt er das Verdienst dieser Offenheit allzu sehr durch das Pathos der übergroßen Verheißungen, welche darin auf eine von ihm erfundene Philosophie, und als ob diese die absolute und letzte seyn werde, zugleich immer liegen. Wir haben schon früher Veranlassung genommen, diesen Ton der polnischen Philosophen zu rügen, und ihnen nahe gelegt, daß es leichter ist, eine neue Philosophie zu versprechen, als zu erzeugen. Denn wir haben ja die Erfahrung hier ganz in der Nähe gemacht. Der oben genannte Kritiker Kraszewski muß hierin ganz gleich mit uns denken, wenn er Trentowski gleich im Eingange das Wort von Rosenkranz: „Es kann niemals ein letztes System der Philosophie geben“ — vorhält.

Kraszewski, dem wir hier zum ersten male auf diesem Felde begegnen, verdient als der Mann, der gegenwärtig, was ohne Uebertreibung gesagt werden kann, die ganze polnische Literatur beherrscht, wohl, daß wir hier auch von seiner früheren schriftstellerischen Wirksamkeit ein paar Worte sagen. Schon seit mehreren Jahren bildet er das Centrum der literarischen Welt Litthauens. Seine Feder ist unaufhörlich thätig, und seine vielgelesenen Produkte würden dem Publikum unzweifelhaft von noch nachhaltigerem Nutzen seyn, wenn er mit weniger Hast und etwas mehr Gewissenhaftigkeit arbeitete. Es ist ihm leicht, in wenigen Wochen einen voluminösen Roman ins Volk zu schleudern. Lange schien er bei der Belletristik stehen bleiben zu wollen; seine kritischen Versuche in der „Warschauer Bibliothek“ zeugten, wenn auch von Talent, doch nicht von besonderer Vorliebe für die mühsamere Schriftstellerei. Und gerade an einer tüchtigen Kritik fehlte es in Polen zu jeder Zeit; abgesehen von Grabowski, hatte sich keine kritische Autorität aufgeschwungen. Auch er gehörte Litthauen an, so daß man also genöthigt ist, die ersten Anfänge polnischer Kritik dorthin zu verlegen, wo der ehemalige Wirkungskreis der Lelewel, Mickiewicz und Dnaciewicz war. Es hätten die hier angelegten Keime sehr fruchtbar werden können, wenn inzwischen nicht eine Zeit gekommen wäre, in der das litthauische Schriftstellertum seinen nationalen Charakter zu verlieren schien und von der übrigen gelehrten Welt mit Mißtrauen beobachtet wurde. Auch Kraszewski wurde von dem Vorwurfe des Aristokratismus und der Indolenz in Sachen der Nationalität getroffen, und das Vertrauen gegen ihn begann allgemein zu wanken. Man kann nun wohl einräumen, daß der Argwohn in Polen ein böses und leicht reizbares Gespenst seyn muß, wenn Kraszewski's Verhalten schon einen hinreichenden Stoff zu Verdächtigungen gab. Freilich ist in einem unterdrückten Volke der Argwohn immer eine sehr gedehnte Pflanze. Kraszewski erkannte den Nismuth, welchen sein vermeintlicher Anschluß an die unpatriotische Partei der Rzewuski und Genossen erregt hatte, und er suchte seinen Ruf durch eine öffentliche und

offene Erklärung zu Gunsten der Nationalen wieder herzustellen. Dies scheint ihm durchaus gelungen zu seyn, denn es haben seither unseres Wissens sich laute Zweifel gegen seinen Charakter mindestens nicht vernehmen lassen. Nicht wenig mag das Verdienst, welches er durch seine neuesten Publicationen, zu welchen wir seine „Geschichte Litthauens“, über die wir uns hier Näheres zu berichten vorbehalten müssen, rechnen, um die nationalen Interessen sich erworben, beigetragen haben, die letzten Zweifel zu ersticken.

Wir sehen Kraszewski nun als Kritiker vor uns, der über seinen philosophischen Landsmann mit Strenge zu Gericht sitzt. Sein Urtheil ist ohne Befischung und ohne Rückhalt, auch ohne Kraszewski's Versicherung erkennt man ihm das Bestreben an, sich fest an der objektiven Wahrheit zu halten. Wollten wir ausführlich seyn, so müßten wir mit dem Kritiker den Weg durch die ganze Trentowskische Logik machen und das doppelte Amt übernehmen, die eine wie die andere Ansicht zu erörtern. Das würde hier aber zu weit führen, und wir beschränken uns darauf, im Allgemeinen die Standpunkte des Freiburger Philosophen, so weit wir sonst darüber noch nichts gesagt haben, und des Kritikers mit den eigenen Worten derselben zu bezeichnen. Von früherher wissen wir schon, daß Trentowski die Intention hat, die Gegensätze des Begriffs zur Einheit zu erheben und sich sowohl vom absoluten Idealismus wie vom Materialismus frei zu halten. Die höhere Einheit wird ihm dargestellt in dem Ich, das in Gott und im Menschen Materie und Geist verbindet, aber weder ausschließlich Materie, noch ausschließlich Geist ist, sondern beides zugleich, indem es die Einheit nicht nur darstellt, sondern auch dieselbe schafft und im Menschen das Zeichen seiner Göttlichkeit ist. Der relative Unterschied und die absolute Einheit sollen die Eigenthümlichkeit der Methode Trentowski's bilden, obgleich sie, wie Kraszewski richtig bemerkt, im Grunde nichts Anderes sind, als die umgestellte Synthese Hegel's, die Negation der Negation, welche zum Erfassen der Theses und Antitheses zurückkehrt. Er räumt relative Unterschiede ein, sieht jedoch absolut Alles in der Einheit; so nimmt er die einseitigen Ansichten der Materialisten und Idealisten in sich auf und sucht sie zu vermitteln. Die empirischen und metaphysischen Elemente als Stückweise, einseitige Wahrheiten erfassend, sucht er aus ihrer Vermittelung die ganze Wahrheit. Das ist der allgemeine, mit logischer Bündigkeit sich entwickelnde Gedanke dieses Systems. Auf ihn — fährt Kraszewski fort — gründet sich diese neue Philosophie, welche sehr heftig gegen den Vorwurf des Syncretismus, Eklektizismus und der Mittelmäßigkeit auftritt und durchaus auf eine organische Totalität besteht. Trentowski betrachtet sein System nicht bloß als ein ihm individuell eigenthümliches, sondern, was er hier das erste Mal offen ausspricht, als das System des slavischen Geistes. In der Vorrede zu seiner Logik heißt es daher: „Der Franzose sieht die Wahrheit in der Empirie, der Deutsche in der Speculation, der Eine wie der Andere sieht auf abschließendem, einseitigem Standpunkte; wir enthüllen eine unbekante, neue Welt.“

Von dieser vermeintlich neuen Entdeckung ausgehend, daß die Extreme nur Bruchstücke der Wahrheit sind und die ganze Wahrheit in der Synthese der Gegensätze liegt, sucht nun Trentowski fortwährend die Gegensätze aufzuheben und auf dieser Operation sein System zu erbauen. Das alte a priori und a posteriori verwandelt sich bei ihm in ein a totali. Die neue Welt, welche die ideale mit der realen verbinden soll, heißt die wirkliche. Es ist dies nicht mehr die Philosophie des Seyns, sondern des Daseyns, auf das letztere stützt sie sich durchaus. Ein numenales Seyn zulassend, schreitet sie so gleich darüber weg zum phänomenalen Seyn und sucht sich im Phänomen einzunischen. Selbst über die Zeitlichkeit hinaus scheint sie hinter dem Phänomen zu fagen, und indem Trentowski dem Hegelschen System das Verharren in der Endlichkeit vorwirft, sieht er nicht ein, wie sehr er selbst in den Gränzen einer engen Endlichkeit gefangen ist.

Die empirische Allheit und die spekulative Einheit verbinden in seinem Systeme sich zur Totalität, welche jedoch die Einzelheit bildet. Totalität und Einzelheit werden der Ausdruck des Systems. Von diesem Standpunkte ausgehend, unterscheidet im Hinblick auf die Totalität der Wirklichkeit Trentowski vom Schöpfer — die Schöpfung. Hier trennt er sich gewissermaßen von denen, die er an vielen Stellen für seine Meister erklärt, vom Vater des Pantheismus, Spinoza, und vom Gesetzgeber desselben, Hegel; er verkündigt einen abgesonderten Gott hinter der existirenden Welt, jedoch nicht so, daß er mit ihr überhaupt in keiner Verbindung mehr stände. Im Gegentheil, das Verhältniß Gottes zur Welt giebt Trentowski an als das Verhältniß des Autors zu seinem Werke. „Die allmächtige Totalität umgab sich als Sonne der Sonnen mit der unendlichen Strahlenglorie,

*) Leipzig, 1847.

d. h. sie schuf die Totalität der Wirklichkeit und zuletzt eine ihr ähnliche, aber verschlossene Totalität, die auf der Erde Mensch heißt.“

Gott, Schöpfung und Mensch formiren also diese unendliche dreifaltige Totalität, deren Theile sie sind. Nur am Anfange und am Ende stehen die sich erkennenden Individuen, in der Mitte zwischen ihnen liegt die Natur, das Partielle. — Des Menschen Merkmal ist sein göttlicher Hauch, das Ich: „ein Ich giebt es weder in der Natur, noch im Geist, es ist nur in Gott und im Menschen“. Realität und Idealität liegen schon in Gott und bilden in ihm die transcendente Idealität. „Sinter dem Wesen Gottes verschwinden sie wechselweise und erscheinen wieder.“

„Das menschliche Ich ist weder Leib noch Seele, sondern ein von beiden ganz verschiedenes Wesen, und doch ist es wieder Leib und Seele, in transcendentaler Bedeutung gefaßt.“ In diesem Ich „Jazn“ sucht nun Trentowski Merkmale für sein System. Wie das menschliche Ich sich von Körper und Seele unterscheidet, oder von der zu einander gehörigen äußeren und inneren Welt, so unterscheidet Gott sich von Natur und Geist oder von dem Universum, das sein Werk ist, doch auch hier hebt sich, wie sich nachher zeigt, der relative Unterschied in die absolute Einheit auf. Obwohl Trentowski Gott und Mensch als zwei äußerste Totalitäten unterscheidet, giebt er dem Menschen doch mehr Göttlichkeit zu, als außer Hegel und einem Theile seiner Schüler irgend ein anderer Philosoph. Der Mensch ist für ihn auch der Gott in potentia, er wird Gott-Mensch in actu, muß in sich sein Ziel, Gott gleich zu werden, entwickeln. Kraszewski bemerkt, daß diese Ansicht sich in nuce schon bei Johannes Scotus Erigena, dem berühmten Mystiker Meister Eckart und bei anderen scholastischen und mystischen Schriftstellern finde.

Trentowski spricht nicht aus, wie weit dieses Ziel seiner Ueberzeugung nach erreicht werden könne; auch erfahren wir von den Hülfsmitteln dazu nichts, mit Ausschluß der Erkenntniß durch Verstand und Vernunft.

In dem ganzen Systeme herrscht die seit Kant bei Fichte, Schelling und Hegel gebräuchliche Dreitheiligkeit der Methode vor.

Wie wir das Universum zerfallen sehen in Gott, Natur und Mensch, wie wir die Eintheilung in Realität, Idealität und Wirklichkeit bemerken u. s. w., so werden auch die menschlichen Vermögen auf eine Dreiheit reduziert. Der Standpunkt des Ich ist nach Trentowski der slavische, wobei er sich auf die von Bochwic angenommene Offenbarungstheorie stützt. Wenn er in diesem Ich alle Antinomien lösen will. So hat das auch Hegel schon gewollt, und doch sieht man, wie aus seinem System die Antinomien schon wieder herausbrechen. Auch die Trentowskische Genesis, wie er mitunter die Synthese nennt, zeigt sich ohnmächtig. Was er als die Totalität aufweisen will, kann augenblicklich in ein Nichts umschlagen. Ueberall giebt das System der Totalität nur einen Schatten von dieser, an dem man freilich auch den Sonnenaufgang erkennt.

Die von Trentowski aufgestellte Theodicee unterscheidet sich von allen bisher bekannten. Freilich ist, wie er selbst sagt, „sein Gott weder der scholastische hinter der Welt (dies schien er doch vorher zuzugestehen), noch Spinoza's allgemeine Substanz, die in sich Materie und Geist verbindet, noch Schelling's Absolutes, noch Hegel's „Idee“, doch ist er alles dies zum Theil. Kraszewski fragt hier, wo Trentowski den scholastischen Gott, hinter oder außer der Welt, gefunden habe; er verweist ihn auf Scotus, um sich vom Gegentheil zu überführen. Trentowski dagegen sieht Gott selbst wirklich außerhalb der Welt, in dieser nur das Wort, und im Menschen seinen Hauch. Er freut sich hierbei, daß weder Leibniz, noch Jacobi eine christlichere Philosophie gegeben haben, als er. Und doch behandelt er das Christenthum im Verlauf seiner Schrift als Nebensache, die ihn gar nicht binde, als eine Religion des Aberglaubens, deren man zur Philosophie nicht bedürfe. Nichtsdestoweniger erklärt er die scholastische Philosophie, die er, wie Kraszewski meint, nur aus Tennemann und Ritter kenne, für nicht so christlich, wie die seinige. Von Hegel behauptet Trentowski mit Recht, daß er keinen individuellen Gott gekannt; seine Logik nennt er deshalb eine apriorische Ontologie, ohne selbst einen anderen Namen als den der spekulativen Ontologie für die eigene zu verdienen.

Indem er den Untergang des Hegelschen Systems verkündigt, nimmt er es als den Grund der Sanction zum Supranaturalismus an. Kraszewski bestreitet die Möglichkeit, daß aus einem Systeme Strauß, Feuerbach, Bauer und der Supranaturalismus hervorgehe; doch hat er vorher selbst angedeutet, daß es die Nothwendigkeit eines kräftigen Systems sey, sich in seine Gegensätze aufzulösen.

Trentowski will nun der Philosophie von ihrem Falle aufhelfen; er rühmt deshalb sein Verdienst und seinen Standpunkt. Er zeigt, wie der Glaube an die Unsterblichkeit wankt, die der ewige Gattungsg Geist vertreten solle. Durch sein System soll der Begriff der individuellen Fortdauer nach dem Tode hergestellt werden, ein dreifacher Lebenszustand in potentia, in actu, in semipiterno. Das Ich soll sich vergöttlichen und unsterblich werden. Trentowski eifert gegen Feuerbach, daß er die Gottheit vermensliche, doch kommt er auf dasselbe Resultat hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß er statt des Montheismus einen Ditheismus aufstellt, in dem er einen außerweltlichen und einen innerweltlichen Gott erhält.

Die Moral Trentowski's stützt sich auf den Grundsatz: Lebe deiner und der in dir wohnenden Gottheit würdig. Hier greift er also zu Kant's kategorischem Imperativ. Er giebt nicht an, wie das Göttliche im Menschen erkannt und von dem Ungöttlichen unterschieden werden kann. Bei alle dem kann Trentowski sich der emphatischen Ausbrüche seiner Eitelkeit, welche Kraszewski ihm mit Recht verargt, nicht enthalten. Uebrigens leidet auch diese Arbeit, wie seine früheren, an großer Ueberschwenglichkeit und

massenhaften Bildern, welche das Verständniß nicht weniger erschweren, als die neue, völlig willkürliche Phraseologie, welcher Trentowski sich bedient. Kraszewski lehnt mit Bezug hierauf den Vorwurf, welchen Trentowski den Polen macht, als ob sie aller Neuheit, und namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete, abgeneigt wären, damit ab, daß man sich nicht gegen eine neue Philosophie, aber gegen ihre geschraubte und unverständliche Sprache stämme.

Polono-Germanus.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Schluß.)

Aber nicht seinen Ehrgeiz, seinem Ehrgeize opferte Robespierre mindestens in der letzten Hälfte seiner Laufbahn. Fast keine seiner Reden aus dieser Zeit ist ohne beständige, in ermüdendem Einerlei auf ihn selbst zurückkommende Tiraden. Man darf nur sehen, wie er seinen Kollegen selbst die Dolche misgönnt, unter welchen sie fallen oder zu fallen bedroht sind, um die Selbstentäußerung, welche ihm hier angedichtet wird, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Sein Mißtrauen ist stark mit Neid vermischt gegen die großen Redner der konstituierenden Versammlung zuerst, der Gironde sodann, Danton's zuletzt. Sein Selbstgefühl ist oft so kindisch, daß er sich nicht entblödet, die, welche ihn bei ganz gleichgültigen Veranlassungen unterbrechen, als seine Unterdrücker, als Volksfeinde zu bezeichnen (26. Mai 1793 im Jakobinerklub). Seine Uneigennützigkeit besteht darin, daß er nicht nach Geld strebt; sein Ich aber vergiftet er nie, selbst bei den kleinften Veranlassungen nicht, wo ein Mann von großartigem Sinne sich schämen würde, seine Person in den Vordergrund zu drängen. Ich beschuldige dich — sagte Louvet mit fast allgemeiner Zustimmung — dich den einzigen tugendhaften Mann in der Republik genannt und geduldet zu haben, daß dich Andere in deiner Gegenwart so nannten.“ Ist das die Uneigennützigkeit eines Washington und anderer großen Republikaner? Ist das die Uneigennützigkeit, welche wir an den großen Alten bewundern? „Endlich“ — fährt unser Verfasser fort — „gebraucht er ein Mittel, und dieses Mittel ist abwechselnd rechtmäßig und abscheulich. Es ist die Popularität. Er schmeichelt dem Volke in seinen unedelsten Parteen. Er übertreibt den Argwohn. Er regt den Neid auf. Er vergiftet die Rache.“ Das Alles thut er aber, weil er selbst ein kleiner Geist ist, der alle diese Fehler kleiner Seelen in seiner eigenen Brust beherbergt. Den Argwohn übertreibt er nicht nur in seiner Rede, sondern auch in seinen Gedanken. Den Neid, den er erregt, trägt er im Herzen. Die Rache vergiftet er weniger, als er sie giftig fühlt. Man darf nur die Memoiren von Garat lesen, der ihm nichts weniger als feind ist, um das ganz klar einzusehen. „Er will das Böse nicht und nimmt es an.“ Er will das Böse nicht? Als Zweck vielleicht. Als Mittel scheut er es nie und nimmer. „Er überläßt (cède) dem, was er für eine Nothwendigkeit seiner Lage hält, das Haupt des Königs, der Königin ihrer unglücklichen Schwester.“ Also das Alles hätte er nur zugegeben, überlassen? Die Thatfachen mögen sprechen: Nicht zufrieden, bei dem Prozesse des Königs mit den übrigen Terroristen zu erklären, die Form der Prozedur sey schon ein Vergehen gegen die Revolution, einem Tyrannen schlage man ohne Weiteres den Kopf ab (Jouffret, Procès de Louis XVI., I., 249), sagte er, er allein, nachdem der edle Malesherbes mit Thränen in den Augen für den durch die Majorität weniger Stimmen zum Tode verdamnten König Berufung an das Volk oder doch Aufschub um wenige Tage verlangt hatte, folgende entsehlige Worte: „Ich (Maximilian Robespierre) verzeihe ihnen (den Verteidigern) die Gefühle der Zuneigung, welche sie an denjenigen fesseln, dessen Sache sie vertreten“ (Jouffret, T. VIII., p. 289), was — wie Jeder weiß, der die Sprache der Zeit kennt — ein anticipirtes Todesurtheil für den edlen Malesherbes war, weil er sich unterstanden hatte, über seinen unglücklichen König und Freund zu weinen. Am 10. April 1793 verlangte er in versteckten boshaften Andeutungen, daß die Girondisten, und offen, daß die Königin — wie er schon oft beantragt habe, vor das Revolutions-Tribunal gestellt würden (Schlosser IV., S. 329). Er fiel damals mit beiden Anträgen durch, gab also den Kopf der unglücklichen Königin nicht bloß hin, sondern war einer der Ersten, die ihn verlangten. Nur in Beziehung auf die edle, fleckenlose Elisabeth ist das Wort richtig. Die Schriftsteller der Zeit beschuldigen ihn, er habe sie (nach der Analogie Richard's III.) zur Gemahlin des künftigen Kaisers Maximilian auserkoren. Das mag seyn oder nicht seyn. Die angeführten Thatfachen beweisen mindestens, daß er das Blut der unglücklichen Königsfamilie keinesweges nur hingab und das Haupt Maria Antoinette's schon verlangte, ehe die zur Raserei aufgeregte Mordlust des Vöbels es noch gefährlich machte, ihr dieses Opfer zu verweigern. „Er überläßt einer vermeintlichen Nothwendigkeit das Haupt Vergniaud's, der Furcht, der Herrschbegier (à la domination) das Haupt Danton's.“ Vergniaud's? Freilich mit der Insurrection gegen die Gironde hatte er nichts zu thun, wie er denn bei seinem offenen Kampfe selbst war. Aber wie der tödtliche Pfeil, den er Anderen abzuschleifen überließ, von ihm bereitet worden war, haben wir eben gezeigt. Auch vorher und nachher war er thätig, die Girondisten zu verderben. Danton, Danton fast allein von allen Jakobinern war es, der ihnen zwar politisch heftig entgegentrat und vielleicht die Insurrection gegen sie veranlaßt hatte, aber

*) Die Worte sind: „Quant aux députés Gaudet, Genoué, Vergoland ce serait un sacrilège que d'accuser d'aussi honteux gens et sentant mon impuissance à leur égard je m'en remets à la sagesse de l'assemblée.“ (Thiers, I., 207.)

ihre Häupter, selbst mit Gefahr seines Lebens, reiten wollte. Er war es, der den großmüthigen Gedanken auffasste, sich als Geißel nach Bordeaux zu begeben, um mit seinem Kopfe dafür zu haften, daß ihnen kein Leid widerfahre (Thiers, I., 338). Robespierre vereitelte den Vorsatz und steht auch hier wieder auf der dunkeln Seite, während Danton's menschliches, ja, großes Herz mitten durch sein blutbespucktes Leben durchleuchtet. Hat aber Robespierre, wie unser Verfasser selbst sagt, Jenen aus Herrschaft geopfert, wie steht es mit der Uneigennützigkeit, welche er dem Diktator eben nachrühmte?

Ah, schwerlich besser, als mit dem Raub oder Schwindel der Menschlichkeit (le vertige de l'humanité), womit ihn Herr v. Lamartine begibt. Und mindestens ist es sehr zweifelhaft, ob er denn in der That „in seinem ersten Kampfe gegen die Schreckensherrschaft gefallen und die Seele der Republik mit seinem letzten Seufzer erlöset sey.“ Wir lassen dahingestellt, wie sich dieses Urtheil zu dem unmittelbar darauf folgenden verhalte: „in ihm habe sich ein neuer Cromwell vorbereitet.“ Wir sagen nur, daß keine, durchaus keine Thatfache den Beweis oder auch die gegründete Vermuthung gebe, daß er wirklich, wohlverstanden unmittelbar nach den Tagen des Thermidor, die Schreckensregierung habe enden wollen. Als ein wünschenswerthes, aber entferntes Ziel schwebte das wohl seiner Seele vor; aber Vieles that dar, daß er für die nächste Zukunft gerade das Gegentheil beabsichtigte. Kurz vor seinem Sturze (13. und 14. Messidor) deklamirte er im Jakobinerklub gegen das „abscheuliche System, das die Aristokraten der National-Justiz entziehe, während es die Patrioten verderbe“, und donnerte dabei gewaltig gegen die damals wahrlich nicht übermächtige „Faction der Raschichtigen“ (Wachsmuth, II., 329). Am Tage seines Sturzes (9. Thermidor) erzwang sein Anhänger Henriot noch die Hinrichtung von fünfundvierzig Schlachtopfern des revolutionären Gerichts, welche das Volk befreien wollte. Am Tage vor seinem Sturze sprach er zwar sehr beweglich zu Gunsten der unterdrückten Unschuld; aber diese unterdrückte Unschuld ist — Er selbst.“ Dagegen klagt er in eben dieser Rede nicht nur die ihm entgegengesetzten Blutmenschen, sondern auch Carnot, den Erretter Frankreichs, Cambon, den redlichen Verwalter der Finanzen, und der Himmel weiß, wie Viele noch an, von denen er nach seiner Weise sagt: „er wage es nicht, sie in diesem Augenblick und an diesem Orte zu nennen.“ Die letzteren Worte deuten hierbei an, daß er dies in dem Jakobinerklub thun werde, der „reiner“ sey, als der National-Konvent ihm damals erschien. Sind nun das Vorzeichen des Endes seiner Schreckensregierung? Nein, der Augenblick, wo er diese Blutherrschaft zu Frankreichs Glück und seinem Ruhme endigen konnte, war der Tag der Verständigung des höchsten Wesens. Er that es nicht aus Furcht oder Berechnung, gleichviel — und so ist er gerichtet! Der Gott, den er verkündete, war der Gott der Güte nicht, war der Gott der Rache, und furchtbar hat die Rache ihn, ihren schrecklichen Priester, ereilt! Wir mögen die Lichtseiten seines Charakters unter den dunkeln Hüllen seiner Thaten hervorsuchen. Aber Gott verhüte, daß die Männer der freisinnigen Richtung sein blutbespucktes Bild in dem Tempel der Menschheit aufstellen! Sein Leben sey uns ein warnendes Beispiel, wozu der Fanatismus beschränkte, wenn auch ursprünglich redliche Geister führen kann. Seine Geschichte lehre uns, was in unserer, in ihrer Tiefe, nicht minder heftig bewegten, wenn auch auf ihrer Oberfläche mit trügerischer Asche bedeckten Zeit Pflicht aller Männer der wahrhaft liberalen Richtung ist. Mit der höchsten Pinguibung sollen sie die großen, ewigen, heiligen Lehren der Freiheit zugleich mit den nicht minder heiligen Lehren der Ordnung und Gesetzmäßigkeit verteidigen. Robespierre sey uns ein neuer Beweis der großen Wahrheit, welche sein von ihm unverstandenes Vorbild, der edle Bürger von Genf, ausgesprochen, daß verkehrte Systeme noch schlimmer sind, als schlechte Handlungen. So werden wir zwar allerdings den Menschen Robespierre milder beurtheilen können, als seine Thaten, aber weit entfernt bleiben, einen Götzen aus ihm zu machen, der, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, fast Anbetung verdiene. Wir werden uns mit einem Worte vor den Klippen hüten, denen die kontemplative Betrachtung der Geschichte aussetzt, welche die Begebenheiten zu viel konstruirt, zu wenig in sich aufnimmt!

Doch nicht dem edlen, geistreichen und liebenswürdigen Verfasser der Geschichte der Girondisten gilt diese letztere Bemerkung. Sein Fehler ist der beneidenswerthe, zu großen Ueberflusse an verschiedenen, oft entgegengesetzten Gaben. Scharfer Denker, sinnreicher Beobachter, fleißiger Forscher und großer Dichter, kann er diese hohen Eigenschaften seiner Seele nicht immer verhindern, Invasionen in ihre verschiedenen Gebiete zu machen. Man kann kälter beobachten, objektiver urtheilen, strenger auf dem geschichtlichen Boden bleiben, aber unmöglich edler auffassen, geistreicher denken, menschenfreundlicher empfinden, das Gute und Edle, wo es sich auch findet, mit edlerer Wärme umfassen, mit größerem Freimuth anerkennen!

Dr. J. Weill.

Schweiz.

Die Stadt und der Kanton Luzern.

(Nach Dr. Böh. Hamm.)

(Schluß.)

„Der Kanton Luzern, dem Range nach der dritte, der Bevölkerung nach der sechste Kanton der Eidgenossenschaft, zählt auf 28 Quadratmeilen 125,000

*) „Si je vous dis quelque chose des persécutions dont je suis l'objet, vous ne m'en ferez point un crime. Les cris de l'innocence opprimée ne sont point étrangers à votre cœur.“ (Lavoisier, Mém. V., 150, citirt von Wachsmuth, II., 332, Note.)

Einwohner, welche sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen kleinen reformirten Gemeinde, der katholischen Religion zugethan sind. — Gegen Norden gränzt der Kanton an Aargau und Zug, östlich an Zug und Schwyz, südlich an Unterwalden und Bern, westlich an Bern. Zum größeren Theil bildet die Oberfläche des Bodens ein flaches Hügelland, welches gegen Norden hin ganz in die Ebene fällt. Mächtige Gebirgszüge fehlen; der höchste Berggipfel des Landes ist der 6570 Fuß hohe „Pilatus“, der auf der Gränze von Unterwalden, dem er zur Hälfte gehört, sich erhebt. Auch ein Theil des „Rigi“ ist Luzernisch. Westlich erstrecken sich die von dem „hohen Rapp“ radial auslaufenden Emmenthaler Höhen ziemlich weit in das Land; durchaus gebirgig ist der ganze südliche und südwestliche Kanton. Dieser besteht aus einem großen, breiten Thal, dem Entlibuch, welches von der Stadt Luzern aus in ziemlich gerader Linie sich nach Südwesten erstreckt. Es ist durchströmt von der kleinen Emme, einem wilden Gebirgswasser, das in seinem Gerölle Gold mitführt. Sie ergießt sich bei der Emmenbrücke in die Reuß. Letzterer Fluß durchfließt nur auf sehr kurze Strecke den Kanton. Reich ist Luzern an kleineren Landseen; es zählt deren außer den Theilen des Bierwaldstätter und Fallwyler Sees, welche ihm gehören, noch sechs, von welchen der Sempacher und Baldecker die bedeutendsten. Der ganze Kanton liegt auf der großen Hochebene der nördlichen Schweiz, deren Abdachung von Südost nach Nordwest als dem tiefsten Punkt, dessen Gränze der Aarstrom bildet, durch den regelmäßigen Parallelismus aller Flüsse im Norden der großen Wasserscheide deutlich angezeigt wird. Außer der Entlibucher Gebirgsgegend ist der übrige Kanton durch Lage und Boden zum Anbau von Getraide trefflich geeignet. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbszweige. Der Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr von Getraide nach Uri und Unterwalden, und auf die von Vieh- und Molkereiprodukten über den Gotthard nach Italien.

„Das Volk von Luzern unterscheidet sich sehr von dem des benachbarten und verbündeten Schwyz. Während hier finsterner Ernst, kalte Abgeschlossenheit den frischen Lebensmuth unterdrückt, sind die Luzerner ein lustiges, gutmüthiges Völkchen, welchem im Ganzen allerdings eine gewisse Beschränktheit nicht abzuspüren ist. Diese Verschiedenheit mag ihren Hauptgrund in der eigenthümlichen Beschaffenheit beider Länder haben. Denn während der Schwyzler mit saurer Nähe dem undankbaren Boden seines Landes dessen Erzeugnisse abringt und Korn und Wein von Fremden kaufen muß, hat der Luzerner mit weit milderer Anstrengung und reichlich diese Gaben aus erster Hand. Der Wohlstand ist daher in Luzern größer, das Eigenthum bedeutender, und der moralische Haltpunkt des Besitzes übt hier seinen stets gewaltigen Einfluß aus. Leider haben die Ereignisse der letzteren Zeit sehr ungünstig auf den Volkscharakter eingewirkt. Die Masse, welche, unwissend und bethört, nur das zu beurtheilen vermag, was ihre größten Sinne erfassen, ist dadurch, daß sie sich von einem beträchtlichen Theile der Schweiz verachtet, beschimpft, angegriffen glaubte, mißtrauisch, verschlossener geworden. Der Sieg über die Freischaaren und seine Folgen blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung; er gab dem Volk das Gefühl der Stärke, Bitterkeit gegen die reformirten Kantone, und pflanzte in dasselbe ein stolzes Selbstbewußtseyn, welches über kurz oder lang die lockeren Bande der Eidgenossenschaft bedenklich gefährden dürfte. Schlimmer aber, als alles dies, wirkte auf die große Menge die kluge Benützung der Umstände durch die Geistlichkeit. Diese, sehr zahlreich und von jeher von bedeutendem Einfluß, verfehlte nicht, sich, ihren Gebeten und übernatürlichen Wundern den Triumph über die Freischaaren zuzuschreiben. Das Volk, in seiner Schwäche zum Fanatismus schon geneigt, betäubt von dem Geschehenen, ängstlich das Kommende erwartend, warf sich den Priestern ganz in die Arme, und das, was deren Herrschaft stürzen sollte, trug dazu bei, dieselbe unendlich zu befestigen. Es würde schwer halten, das, was jene gepflanzt, wieder aus dem Herzen der Menge zu reißen. Der weiche, biegsame Charakter des Luzerner Volks, welcher sich von hervorragenden Persönlichkeiten sehr leicht leiten ließ, wie die Menge von Factionen beweisen, die seit seinem Bestehen den Frieden des Freistaates so oft erschütterten, erklärt hinreichend, wie groß die Macht der egoistischen Geistlichkeit nun seyn muß. Er erklärt das Ansehen, in welchem einzelne Männer stehen, den Heiligenschein, welcher sich um ihr Haupt gezogen. Unter den Letzteren war besonders der ermordete Leu von Ebersol zu nennen. Als reicher Grundbesitzer, Patrizier und streng rechtlicher Mann schon höchst geachtet, ward er Rathsmittglied und, als solches, Verfechter der konservativen, rein katholischen Richtungen. Sein Festhalten an seinen Grundsätzen, eine Eigenschaft, welche nicht an allen Vertretern des Luzerner Volks gerühmt werden kann, seine exemplarische, wahrhaft ascetische, aber übel verstandene und fanatische Frömmigkeit machten ihm nicht nur die ganze Priesterschaft, sondern auch seine meisten Mitbürger so gewogen, daß sie ihn in Allem am Ende als Beispiel und Richtschnur annahmen. Er hatte eine solche Gewalt über die niederen Volksklassen, daß sein Ansehen selbst das der Regierung überwog. Man hat ihn einen starren, eigenfinnig rohen, unbeugsamen Mann geheißen, er war es nicht. Er hatte nur die ersten Eindrücke seiner Jugendbildung fest und gläubig in sich aufgenommen, er war durch den beständigen Verkehr mit berechnenden Priestern zu einem Mysticismus gelangt, welcher außer sich kein Glück, kein Daseyn mehr ahnte. Man denke sich das Gefühl, welches sich im Schrei der Rache, aber es war der dumpfe Zugrimm eines bis in das Innerste verletzten Herzens. Viele, welche, so lange er lebte, seinem fanatischen Rigorismus nicht huldigten, wurden durch seinen Tod bekehrt. Er ward selig gepriesen, sein Grab ward eine Wallfahrtsstätte.

„Dieser Mann, zu welchem Pendant's genug in Luzern zu finden sind, giebt einen Begriff von der Art und Weise, wie in diesem Kanton die Geistlichkeit der Seelen der Gemeinden sich zu bemächtigen verstand. Von jeher wußte sie

dieselben für ihre Pläne vorzubereiten und ging darin Hand in Hand mit der Aristokratie, welche in Luzern fast mehr noch als anderswo ihre mittelalterlichen Rechte zu wahren gewußt hat. Beide, verbunden, waren es, welche im Jahr 1814 durch Gewalt die Mediations-Akte vernichteten und, den alten Stand der Dinge wieder herbeiführend, die Hierarchie und das Patriziat an die Spitze der Staats-Angelegenheiten stellten. Aber der Kanton zählte unter seinen Bürgern damals eine beträchtlich große freisinnige Partei. Diese wußte sich, besonders von dem Jahre 1830 an, Geltung im Volke zu verschaffen, selbst der Einfluß der Priester mußte schweigen vor den schreienden Mißbräuchen der Reactionsmänner, und es gelang ihr, 1831 mit Hilfe allgemeiner Volksversammlungen eine neue, liberale Constitution einzuführen. Leider war aber schon bei der Revision derselben wieder der finstere Geist der Reaction thätig, und Luzern ist das geworden, was es ist: ein Staat, in welchem Willkür und Fanatismus sich die Hände reichen, um die Unterthanen nicht vorwärts, sondern zurück zu führen in die Zeiten der geistigen Sklaverei. Die meisten freisinnigen Männer des Kantons sind jetzt daraus vertrieben, ihre Zahl war nicht groß. Nur wenige, die sich stets auf der Bahn des Rechtes und des Gesetzes hielten, wie Cas. Pfyster, wagten es, zu bleiben. Aber auch diesen suchte man, wie uns die Zeitungsnachrichten meldeten, das Vaterland zu entfremden. Andere, nicht so stark und standhaft wie jene, sind Heuchler geworden und reden anders, wie sie denken, um Leben und Gut zu schützen.

„Das Unterrichtswesen des Kantons, seit 1845 gänzlich den Händen der nach langen Kämpfen berufenen Jesuiten anvertraut, ist, was die Elementar- oder Primärschulen betrifft, nicht gerade schlecht zu nennen und hat viel vor dem in Schwyz voraus. Die Schullehrer sind besser besoldet, das Volk ist empfänglicher. Neuestens wenig geschieht dagegen für gewerbliche und für höhere wissenschaftliche Bildung. Das Gymnasium in Luzern ist höchst erbärmlich und dazu vorzugsweise nur solchen Schülern zugänglich, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen. Das will jetzt in Luzern so viel sagen, als welche in den Jesuitenorden zu treten gesonnen sind. Eine Folge dieser Mißstände ist der große Mangel an wahrhaft gebildeten Männern im Kanton, welcher besonders bei Besetzung von Beamtenstellen höchst nachtheilig fühlbar wird. Es ist fast, als suche die früher im Geheimen, jetzt öffentlich den Staat leitende Partei diesen Umstand mit Fleiß beizubehalten, damit sie desto leichteres Spiel habe. Sie weiß es sehr gut, wie sehr der vollkommen gebildete Mann selbst denen zu imponiren vermag, welche sein Wissen durchaus nicht zu würdigen verstehen. Um daher den Stamm nicht aussterben zu lassen, und namentlich um den gebildeten Liberalen in gehöriger Weise Schutz bieten zu können, läßt es sich jene Partei eifrig angelegen seyn, fähige Köpfe, welche sie für ihre Zwecke gewonnen hat, ins Ausland zu senden, um dort zu studiren. Auf diese Weise ist Bernhard Mater (genannt Blutbäni) der blutige Anführer der Walliser Gräuel, zu dem einträglichen Posten eines Staatschreibers von Luzern gelangt. — Merkwürdig ist die Strenge in Hinsicht der Sitten, welche im Kanton Luzern mit exemplarischer Vorsicht überwacht werden. So findet man in den meisten Wirthshäusern schwarze Tafeln, auf welchen die Namen übel berüchtigter oder entehrter Personen zu Jedermanns Warnung aufgezeichnet sind. Wehe dem, dessen Namen da steht, und der es dennoch wagen wollte, eine Wirthsstube zu betreten! Leider hat die siegende Partei auch jetzt die Namen höchst braver und moralischer, aber anders denkender Männer, ihrer Gegner, an diese schwarzen Tafeln angeschlagen; leider läuft in neuester Zeit jeder ehrenwerthe Mann Gefahr, seinen Namen dort zu erblicken, wenn er einmal freitags ohne Dispens und vor Zeugen Fleisch gegessen hat. — Die von der Religion vorgeschriebenen Uebungen werden wohl nirgends gewissenhafter erfüllt, wie in Luzern. Selbst in Schwyz werden die Fassen nicht so streng gefeiert, wie hier. Das hindert jedoch keinesweges, daß die Luzerner den Karneval mit einer fast italienischen Lustigkeit und Ausgelassenheit begehen. Nicht Tage, Wochen lang vorher beginnen die Vergnügungen, denen man sich, wenigstens früher war es so, mit Harmlosigkeit und Ungezwungenheit hingiebt. Bemerkenswerth ist die Titelsucht der Luzerner, überhaupt ihr Hang nach äußerlichen Auszeichnungen. Es giebt mehr Obersten im Kanton Luzern, als sonst in der ganzen Schweiz. Auch sagt man ihnen nach, daß besonders sie sich von jeher darin vorgebrängt hätten, wo es galt, in Gesandtschaften u. s. w. Gnadenbezeugungen zu erhaschen. . . .

„Die Verfassung des Kantons Luzern ist eine andere, wie diejenige der drei übrigen Urkantone; sie ist eine repräsentativ-demokratische. Aber diese Form hat sie erst seit der Umwälzung im Jahre 1831 angenommen. Luzern ist einer der drei Vororte, d. h. derjenigen Kantone, in deren Hauptstadt sich abwechselnd die jeweilige Tagsatzung versammelt, und deren Staatsrath Präsidium und Geschäftsführung der letzteren übernimmt; die beiden anderen sind Zürich und Bern. Die oberste richterliche Behörde des Kantons ist der Appellationshof, der aus 13 Mitgliedern besteht. Der Kleine Rath, die vollziehende, besteht aus 15, der Große, die gesetzgebende Behörde, aus 100 Mitgliedern, welche unmittelbar oder durch Ausschüsse von dem Volk gewählt werden. Im Wesentlichen war die Verfassung derjenigen zur Zeit der helvetischen Republik durchaus ähnlich, ja, ist sogar noch liberaler gewesen. Aber seit einigen Jahren ist das ganz anders geworden, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Pressfreiheit, die freie Rede sind nach und nach ganz unmerklich mit einem Cordon umzogen worden, der, immer enger und enger, jene endlich ganz vernichten wird.

„Das Finanzwesen des Kantons ist ursprünglich dürftig, seine Einkünfte sind gering, die Kassen waren beständig leer. Seit den Freischaaenzügen und

der Flucht der Liberalen hat sich auch dies einigermaßen geändert. Die Auslösungssummen für die Gefangenen, die gemachte Beute waren schon an und für sich beträchtlich. Dazu kamen und kommen noch die beständigen Confiscationen. Es ist ein wirkliches System in dem Kanton geworden, durch Einziehung von Gütern und Strafgebern das Aerarium zu füllen. Diejenigen Flüchtlinge, welche sich der Aufforderung der Gerichte nicht stellen, laufen unfehlbar Gefahr, wenn nicht Alles, doch wenigstens einen großen Theil ihres Vermögens einzubüßen; stellen sie sich hingegen, so haben sie die Aussicht, nach langwieriger Haft im mindesten Falle eine bedeutende Geldstrafe erlegen zu müssen. Durch solcherlei Speculationen, von anderen Subsidien, z. B. sardinischen Pflanzgebern, gar nicht zu reden, sollen sich wirklich in letzterer Zeit die Vermögensverhältnisse des Staates sehr verbessert haben.

„Luzern ist der Sitz des päpstlichen Nuntius, und zwar schon seit der Reformation. Dem Cardinal Borromeo und dem „goldenen Bunde“ verbannt die Schweiz die Nuntiatur. Daß die seitherigen immerwährenden Zwistigkeiten und Religionskämpfe größtentheils auf Rechnung dieser Macht kommen, ist nicht zu bezweifeln. Natürlich ist die Geistlichkeit des Kantons wohl vertreten. Außer der großen Anzahl von Weltgeistlichen sind in Luzern 3 Kapuzinerlöcher, 1 Cisterzienserlöcher, 1 Franziskanerlöcher, 2 Chorherrenstifte, das Jesuitenkollegium und 3 Nonnenlöcher. Sogar noch Eremiten, sogenannte Waldbrüder, welche in kleinen Hütten, gewöhnlich in der Nähe einer kleinen Kapelle im Waldgebirg, wohnen und sich von den reichlichen Gaben der Landleute ohne Mühe mästen, finden sich genug. Jährlich kommen dieselben, wie alle Klosterbewohner, einmal nach Luzern, um den bekannten Nussegger Umgang mitzumachen, eine Prozession, welche fast die ganze Bevölkerung des Kantons nach der Hauptstadt bringt.“

Mannigfaltiges.

— Französische Uebersetzungen. Auch der zweite, in Deutschland kaum angeforderte Band von Humboldt's „Kosmos“ wird binnen kurzem in französischem Gewande erscheinen. Zwei Gelehrte, Herr S. Faye und Herr Guignaut, haben sich bei dieser verdienstlichen Arbeit betheiliget, deren Durchsicht Herr Arago übernommen hat. Die beste Bürgschaft für Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Uebersetzung liegt aber darin, daß der ruhmgekrönte deutsche Verfasser selbst eine Vorrede in französischer Sprache für diese Ausgabe geschrieben und sein Werk eigenhändig den tüchtigen Uebersetzern anvertraut hat. — Eine andere interessante französische Uebersetzung wird ebenfalls jetzt vorbereitet von dem werthvollsten Werke über Kunstgeschichte von Karl Schnaase, königl. Ober-Prokurator in Düsseldorf. Ein junger französischer Gelehrter begleitet denselben gegenwärtig auf einer Reise zu wissenschaftlichen Zwecken und bearbeitet unter seiner Leitung die Ergebnisse derselben für die französische Ausgabe von Schnaase's Werk, das in Frankreich wie in Deutschland gewiß einzig in seiner Art seyn wird, da es im Studium der Kunst nicht bloß ein gründliches Fachwissen voraussetzt, sondern auch eine großartige Uebersicht der Entwicklungsgeschichte des Geistes daraus abstrahirt und einen untrüglichen Schlüssel zum Verständniß der ewigen Gesetze dieses Gebietes darbietet. Franzosen werden es nicht glauben, daß die kunstgeweihte Feder des deutschen Verfassers außer diesem inneren Beruf auch noch gezwungen ist, einem äußeren von sehr heterogener Art zu dienen, daß ein rheinischer Gerichtshof die Zeit und Thätigkeit eines Mannes absorbiert, die so fruchtbringend für das weite Feld der Kunst wirken könnten.

— Elise von Hohenhausen. Die Schriftstellerin dieses Namens hat unverkennbar ihr Streben dahin gerichtet, nach dem edlen Muster englischer Frauen, das Samenorn des Guten auf dem Felde der Literatur anbauen zu helfen und dem Ernst der Reflexion mehr Geltung zu gewinnen, als es sonst weibliche Federn vermögen. Wie Miss Sherwood, hat Frau v. Hohenhausen bis jetzt in novellistischen Versuchen diese Tendenz ausgesprochen; ihr neuestes Werk: „Rousseau, Göthe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriss aus ethisch-christlichem Standpunkt“ (Kassel, bei Potoy), betritt eine höhere Stufe und hat ein Anrecht, in den Besprechungskreis dieser Blätter gezogen zu werden, weil die Literatur des Auslandes und ihr Einfluß auf die unsrige durch ihre beiden verwandten Dichternaturen, Rousseau und Byron, zu den Hauptgrundlagen des Buches gehören. Der Nimbus, welcher diese glänzenden Namen umgiebt, hat manches Auge über die eigentliche Bedeutung derselben verblendet; eine einfache Darstellung der Wahrheit, eine Ergründung der Seelenzustände und Abwägung der Zeitumstände, wie das obige Werk es sich zur Aufgabe gemacht, wird gewiß dazu beitragen, vorgefaßte Meinungen zu berichtigen und neue Ansichten hervorzurufen. Rousseau, der Sohn des Volkes und der Armuth, Byron, der Jüngling des Wohllebens und der Bornehmtheit, frankten alle beide an denselben sittlichen Irthümern und wurden von dem Drang ihrer höheren Natur dennoch dazu getrieben, in ihren Schriften die Geißel über ihre Zeitgenossen zu schwingen. Zwischen diesen subjektiv erregten Geiseln die spiegelreife Objektivität Göthe's zu stellen, muß als eine ideenreiche Combination bezeichnet werden, wenn wir uns auch sonst jedes entscheidenden Urtheils über die Verfasserin und ihre Richtung vorläufig enthalten.